

Barbara Büchner, 1950 in Wien geboren, arbeitete als Journalistin, bevor sie sich ganz auf ihre schriftstellerische Karriere verlegte. Seit 1985 sind rund siebzig Titel von ihr erschienen. In den letzten Jahren konzentrierte sie sich auf klassischen Horror und historische Kriminalromane. Barbara Büchner lebt und arbeitet in Wien.

BARBARA BÜCHNER

Basiliskenmord

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

Die komplette Moritat »Die Mordtat auf der Mölker Bastei oder Der schauerliche Fund im Abflusskanale« ist nachzulesen in der – übrigens sehr empfehlenswerten – »Wiener Kriminalchronik« von Max Edelbacher und Harald Seyrl, herausgegeben vom Wiener Kriminalmuseum. Der berühmte Kabarettist Helmut Qualtinger hat sie für eine seiner gesungenen »Moritaten« umgedichtet und ergänzt; die zitierten Verse stammen jedoch aus dem Volkslied.

Im Anhang befindet sich ein Glossar.

emons:

Psychotherapeutische Memorabilien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/.marqs
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-712-1
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Agentur Ashera GbR, Gottenau.

*»Wenn die Depression kommt, klatschen Sie einfach laut
in die Hände und rufen forsch: Lass mich sofort in Ruhe!«*

Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, hundertzwanzig Euro pro Stunde

*»Ich übernehme prinzipiell keine Verantwortung für irgendetwas,
das in der Therapie geschieht.«*

Derselbe

*»Die Therapie hat Ihnen sehr viel geholfen, Sie haben es nur nicht
gemerkt.«*

Psychotherapeutin

*»Wenn einem etwas schmeckt, kann man nicht danach süchtig
werden. Wenn Sie mit Genuss trinken, kann nichts passieren.«*

Prof. Dr. Dr., Psychotherapeut

*»Aber das macht doch nichts, wenn Sie morgens schon
ein paar Bier brauchen, um in die Gänge zu kommen.
Trinken Sie doch ein alkoholfreies Bier.«*

Derselbe

*»Wenn Sie Geldprobleme haben, dann schreiben Sie halt
auch so einen Bestseller, dann haben Sie jede Menge Geld.«*

Psychotherapeutin

*»Was weiß ich, was das für eine Krankheit sein soll,
die Sie da haben wollen.«*

Psychiater einer Kuranstalt

*»Wenn Ihr Psychotherapeut Sie manipuliert hat, wieder zu trinken,
dann haben Sie das ja vielleicht selbst so gewollt.«*

Krisenintervention

Die Lotterie

Am 16. September erhielt Dr. Stefan Maur, bei der Krankenkasse angestellter Psychiater für den Bereich Rehabilitation, eine sehr merkwürdige Mail. Er beachtete sie allerdings nicht weiter. Zum einen stand er kurz davor, seinen seit Langem aufgeschobenen Besuch als Gastdozent in Norwegen anzutreten, zum anderen teilte er aus ganzem Herzen die landläufige Meinung, das Internet sei »die digitale Form der geschlossenen Anstalt« und ein Tummelplatz von Unzurechnungsfähigen. Er löschte die Mail also, und als die darin genannten drei Tage verstrichen waren, befand er sich in einem Hotel in Oslo, weitab vom Schuss und nicht ahnend, dass er um Haaresbreite sein Leben gerettet hatte. Vorläufig.

Die Mail vom 16. Oktober landete zuerst einmal in Frank Nidhals Spam-Ordner, wo sie sich versteckte zwischen den Angeboten, täglich fünftausend Euro zu verdienen, ohne Arbeit und ohne besondere Kenntnisse, und der freudigen Mitteilung aus Nigeria, dass ein verstorbener Milliardär ihn mit seinem Vermögen zu beschenken gedachte, wenn er nur ein paar läppische tausend Euro Bearbeitungsgebühr zahlte. Die Mail wäre im Hades des Cyberspace verschwunden, aber Nidhal war ein Mann, der nichts dem Zufall überließ. Er kontrollierte den Spam-Ordner jedes Mal, bevor er ihn dem unsichtbaren Henker »Delete« überantwortete. Und nachdem er die Mail zweimal durchgelesen hatte, runzelte er die Stirn.

Sie unterschied sich wirklich kaum von all den anderen leeren Verheißungen, die nur eine Unterschrift mit einem Tröpfchen Blut verlangten, um Glück, Ruhm und Reichtum aus ihrem Füllhorn auszuschütten. Sogar folgendes Angebot war darunter gewesen: »Wir versprechen Ihnen unter notari-

eller Beglaubigung, dass Sie mit unserer Methode binnen vier Wochen Ihren ersten Vertrag als Top-Model haben werden! Geld zurück, wenn wir Sie enttäuschen!« Nun war Frank Nidhal ein kleiner, zierlicher, glatzköpfiger Mann in den frühen Vierzigern, mit einem bleichen, faltigen Gesicht ohne Wimpern und Augenbrauen, und die einzige Rolle, für die er hätte modeln können, wäre die des Rumpelstilzchens in Grimms Märchen gewesen. Die Mail, um die es hier ging, war nicht viel vertrauenswürdiger. Von einer obskuren Hotmail-Adresse abgeschickt, versprach sie: »Herzlichen Glückwunsch! Sehr geehrter Herr Nidhal! Heute ist Ihr Glückstag: Ihre Nummer wurde aus mehr als fünfhundert Teilnehmern unserer monatlichen Lotterie gezogen. Erlauben Sie uns drei Tage Zeit für die nötigen Vorbereitungen, dann hören Sie von uns. Der Basiliskenclub.«

Es war dieses letzte Wort, das den Empfänger bewog, die Mail nicht sofort zu löschen. Der Text war Standard, aber wer in aller Welt unterzeichnete ein ganz offensichtlich kriminelles Schreiben mit »Basiliskenclub«? Das war ja geradezu ein Totenkopf-Etikett, das ein potenzielles Opfer warnte, den Köder nicht zu schlucken. Andererseits: Es gab Verrückte in allen Gesellschaftsschichten, warum nicht auch unter den Cyberkriminellen? Frank Nidhal war nahe daran, nun doch die »Delete«-Taste zu drücken, gewährte der Mail dann jedoch eine Gnadenfrist. Drei Tage, stand da. In drei Tagen würde er Näheres wissen, dann konnte er immer noch entscheiden, ob er das Ding einfach löschte oder an die Meldestelle für Cyberkriminalität weiterschickte.

Dazu kam es aber nicht, denn am dritten Tag verschwand Frank Nidhal. Seine Sekretärin meldete ihn schließlich als vermisst. Er verschwand spurlos unter Hinterlassung seiner Dokumente, seines Wintermantels und seiner Bankomatkarte. Mit ihm verschwunden war sein Maskottchen, eine barbiegroße Voodoo-Puppe, ohne die er nie aus dem Haus ging.

Die Polizei, so stand es in der Zeitung, ermittelte in alle Richtungen. Man wolle nicht spekulieren, tönte es gereizt aus

dem Munde der Polizeisprecherin. Das bedeutete, dass man keine Ahnung hatte, was aus Frank Nidhal, selbst ernannter Heiler und Schamane der Reichen und Schönen, geworden sein mochte.

*Ihr wisst ja nicht, ihr strengen, starren,
Ihr würdigen, ihr weisen Narren,
Ihr wisst ja nie, wie weh ihr tut.
Ihr kennt nicht unsre stumme Wut.*
Jura Soyfer

Umso lebhafter spekuliert wurde im geschlossenen Forum »DISS« – der Ausdruck stammt aus der Sprache der Gangster-Rapper und bedeutet »jemanden zur Sau machen«. Die rund zwanzig regelmäßigen Teilnehmer hatten alle als Nicks die Namen von Städten gewählt, und so verlief die Diskussion etwa in folgender Weise:

Moskau, der Admin des Forums und *Master of Ceremonies*: »Der Nidhal ist verschwunden, steht in der Zeitung.«

Paris: »Na, da bin ich aber traurig. Außerdem liegt er wahrscheinlich eh in der Karibik am Strand und erzählt ein paar nervösen reichen Tussis, dass er einen Zauberstab besitzt, der alle ihre Leiden wegzaubert. Rein, raus, rein, raus, und die bösen Neurosen sind weg.«

Utrecht: »Dafür ham s' dann Aids. Der Kerl soll ja infiziert sein wie eine Praterhur.«

Paris: »Hehehehe. Pussy putzi Tussis. Fahren mit ADHS in die Karibik und kommen mit Aids zurück.«

Moskau: »Deine Witze werden auch immer ekliger. Nimmst deine Tabletten nicht mehr?«

Paris: »Doch, jeden Morgen zwanzig Milligramm in einem doppelten Cognac.«

Utrecht: »Die Therapie merkt man dir schon langsam an. Frag einmal nach, ob s' dich auf der Warteliste für Gehirntrans-

plantationen nicht ein Stückl weiter vorschieben können, du bist nämlich ein dringender Fall.«

Moskau: »Aber red ma wieder vernünftig: Der Nidhal ist nicht in der Karibik. Laut Vermisstenanzeige muss er seine Wohnung im Bademantel verlassen haben, weil alle seine Kleider und Schuhe noch da sind und seine sonstigen Sachen auch: Brieftasche, Geld, Ausweise. Mitgenommen hat er nur sein blödes Voodoo-Maskottchen mit den blauen Perlen.«

Utrecht: »Was? Das struppige Ding, das er einem über den nackten Bauch spazieren lässt und dabei singt: ›Ich Hurrelewurll trage deine Sorgen fort, ich Hurrelewurll mache dich frei?‹«

Moskau: »Selbiges.«

Utrecht: »Vielleicht hat ihn ja der Baron Samedi geholt. Wenn ich ein echter Voodoo-Dämon wär, tät ich mich jedenfalls ärgern, wenn einer, der im Wochenendkurs Schamane gelernt hat, mit einem selbst gestrickten Pupperl aus Wollfäden und Perlen zaubert. Und auch noch Blöde findet, die ihm das glauben.«

Paris: »Solche wie dich. Hast du nicht ein paar hundert Euro bei ihm gelassen, damit er dir erzählt, du müsstest deinen Job als Supermarkt-Kassiererin einfach mit mehr Spaß und Kreativität gestalten, dann hättest du kein Burn-out?«

Das stimmte natürlich, auch wenn Paris nur ausnahmsweise eine vernünftige Äußerung von sich gab. Da die Teilnehmer einander nicht persönlich kannten, stand es Tilde Schwerdtlein frei, sich Paris als die dümmste Tussi vorzustellen, die je über Gottes Erdboden gekrochen war. Das hatte auch der Hypnose-therapeut gemerkt, der sie um eine Erbschaft und das letzte bisschen Verstand gebracht hatte. Nach einer Hypnosesitzung war in Paris, die sich sehr für Ufos interessierte, plötzlich die »verdrängte Erinnerung aufgestiegen«, dass sie in Wirklichkeit ein gestrandetes Alien war und ihre Eltern ihr nur mit Hilfe eines Zerrüttungsstrahls so lange die menschliche Abkunft hatten vorgaukeln können. Inzwischen war Paris Mitte dreißig, Kettenraucherin, massiv übergewichtig, arbeitslos und in ein halbes Dutzend Prozesse mit den Eltern verstrickt, die ihret-

wegen alle Freunde und ihren bis dahin gut gehenden Bonbonladen verloren hatten. Sie war der Foren-Troll; ihre Postings waren meist in Großbuchstaben und mit vielen Rufzeichen sowie einer langen Reihe Emoticons verfasst und begannen im Allgemeinen mit den Worten: »ES IST SCHON WIEDER EINE VERDRÄNGTE ERINNERUNG HOCHGEKOMMEN!!!«

Mit ihrem Hypnotiseur war sie immer noch ein Herz und eine Seele, dafür hasste sie den Gerichtsgutachter, der ihre Klage auf Aberkennung der Elternschaft der Erdlinge als unglaublich abgetan hatte, und – mit mehr Berechtigung – eine Therapeutin, die ihr anlässlich des Erreichens der Hundert-zwanzig-Kilogramm-Marke gesagt hatte: »Aber das macht doch nichts, wenn Sie dick sind, es gibt doch sogar Männer, denen gerade das gefällt!« Paris war zutiefst verbittert gewesen, dass man ihr die Ecke der Perversen, der *Feeder* und Fett-Fetischisten zuwies, und Tilde musste ausnahmsweise zugeben, dass sie recht hatte. Sie selbst wäre auch nicht gerne an Männer empfohlen worden, deren Herz beim Anblick orthopädischer Schienen höherschlug.

Moskau: »Jetzt streitet euch nicht. Uns haben sie doch alle zum Kasperl gemacht, die Herren und Damen Psycho-Dingsbumsen, euch genau wie mich.«

Tilde gab ihm recht. Es hatte keinen Sinn, auf Paris herum-zuhacken. Sie alle im DISS waren in so ziemlich der gleichen Situation, manche mehr, manche minder dramatisch. Manche, das durfte nicht verschwiegen werden, hatten tatsächlich nicht alle Tassen im Schrank. Nowosibirsk beispielsweise erhielt Besuche von schwarzen Männern mit nur faustgroßen Köpfen, die nachts aus der Kloschüssel stiegen und seine Wohnung mit radioaktiven Dämpfen erfüllten. Ulan Bator war überzeugt, dass der Nachrichtensprecher im Fernsehen an sie gerichtete obszöne Bemerkungen machte – »leise, aber so, dass man es grade noch hört!«. Andere waren zwar geistig normal, aber ihr Leben war völlig aus dem Ruder gelaufen, wie das von Chicago, einst erfolgreicher Unternehmer, der jetzt zweihundertfünfzig Kilogramm schwer den ganzen Tag auf seinem –

längst zusammengebrochenen – Sofa in einer bis zur Decke mit Müll vollgestapelten, stinkenden Wohnhöhle hockte und am Computer spielte, während seine schwer zuckerkrankte Frau ihn versorgte.

Tilde Schwerdtlein, ehemals zweite Violine eines angesehenen Kammerorchesters, jetzt ein Pflegefall, schob den Rollstuhl zurück und überließ den Laptop sich selber. Sie kannte den Rhythmus, in dem die Internet-Selbsthilfegruppe »Therapeutischer Betrug und Missbrauch« bei ihren täglichen Dauergesprächen in ein Wellental gegenseitiger Beschimpfungen absackte oder sich durch einen Misthaufen fauler Witze wühlte. Sie selbst nahm kaum jemals an den Diskussionen teil, streifte nur als *Lurker* durchs Forum, lesend, ohne zu posten. Vor dem Frühstück hatte sie sowieso keine Lust, sich den Quatsch noch länger reinzuziehen. Außerdem wollte sie zumindest provisorisch angezogen sein, wenn Charlie kam.

Das Mädel war ja eine richtig Liebe, aber Tilde empfand jeden Handgriff, den ein anderer für sie tat, wie einen Stich mit einer glühenden Nadel. Sie war eine wunderschöne Frau gewesen, eine Frau, die man berührte, um ihre Schönheit zu genießen, ihre weiche, cremeduftende Haut, ihr tizianrotes Haar, ihre Rosenblätterlippen, und wenn jemand an ihrer Muschi dran gewesen war, dann sicher nicht, um sie zu desinfizieren, zu waschen und mit Babypuder einzustauben. Weit hatte sie es gebracht, dachte sie verbittert. Noch vor einem Jahr hatten sich die Männer darum gerissen, die delikate kleine Orchidee zu verwöhnen, und wer war jetzt dafür zuständig? Eine Tatortreinigerin!

Was Tilde an ihrem eigenen Äußeren so grotesk erschien – und ihren unbändigen Hass auf Professor Dr. Dr. Alfons Klingenbacher immer wieder neu befeuerte –, war der Umstand, dass sie bis eine Handbreite über die Knie immer noch sehr schön war. Sie hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Schwan – langer Hals, kurz geschnittenes Haar, weiße Haut. Ein paar orange Sommersprossen tüpelten ihre Nasenspitze und brachten die meergrünen Augen erst so richtig zur Geltung. Ihr

Gesicht war schön, auf eine harte, klare, androgyne Art, und ihr Körper sportlich.

Erwischt hatte es nur ihre Beine vom halben Oberschenkel abwärts, aber die dafür so gründlich, dass sie bis über die Knie in zwei bizarren braunen Riterrüstungen mit Schnallen und Schnüren steckten. Tilde fühlte sich manchmal wie ein mythologisches Tier: oben liebliche Jungfrau – na gut, nicht unbedingt Jungfrau – und in der unteren Hälfte ein wüstes Konglomerat aus zertrümmerten Knochen, geflicktem Fleisch, Stahlnägeln, Titanplättchen, orthopädischen Einlagen und den beiden braunen Ritterstiefeln, die nicht einmal zum Gehen zu gebrauchen waren. Nachdem sie in den Tunneleingang gekracht war, und zwar auf der Gegenverkehrsseite, hatte ein blauer Lastwagen ihr Auto in einen Schrotthaufen und ihre schönen Beine in einen mit Knochensplittern gespickten Pudding verwandelt. Der Orthopäde hatte getröstet, sie würden mit der Zeit heilen, und im selben Atemzug hinzugefügt: »Aber um den Rollstuhl werden wir nicht mehr herumkommen.«

Und was hatte Professor Dr. Dr. Klingenbacher gesagt? Tilde sah das Gespräch immer noch wie in ägyptischen Hieroglyphen gemalt vor sich.

»Warum soll jetzt plötzlich ich an Ihrem Autounfall schuld sein? Sie waren betrunken, das hat die Polizei eindeutig festgestellt. Mit mir hat das nichts zu tun. Die Verantwortung, ob Sie trinken oder nicht, liegt bei Ihnen, meine Liebe. Und da müssen Sie auch die Folgen selbst tragen.«

Sie hatte ihn angeschrien: »Ich hatte seit Jahren nichts mehr getrunken – bis Sie mich wochenlang durch die Mangel gedreht haben! Genuss! Lust! Lebensfreude! Schluss mit der ewigen Selbstbestrafung durch Abstinenz! Ich habe Ihnen gesagt, dass ich an Alkohol nur zu riechen brauche, um besoffen zu sein. Sie haben mich ausgelacht: ›Ach, hinter solchen grotesken Schutzbehauptungen verstecken Sie also Ihre Lustfeindlichkeit? Seien Sie ehrlich! Sie trinken nur deshalb nicht, weil Sie Angst haben – Angst, sich dann glücklich und ausgeglichen zu fühlen.« Sie haben mich massiv unter Druck gesetzt! Sie haben mich

gedrängt, zu trinken, bevor ich mich ans Steuer setze, weil mich das angeblich entspannt!«

Da hatte er ihr ins Gesicht gelacht. »Mein liebes Kind, wenn ich Ihnen sage, Sie sollen hier aus dem Fenster springen, machen Sie das dann auch, nur weil es der Halbgott in Weiß Ihnen befohlen hat? Selbstverantwortung, meine Liebe! Selbstverantwortung!«

Und das von einem Mann, der ihr zu Beginn der Therapie scharf und knapp gesagt hatte: »Wir spielen hier keine Spielchen, junge Dame. Ich bin der Arzt. Wenn Sie mit dem Murks weiterwursteln wollen, den Sie Ihr selbstverantwortetes Leben nennen, dann können Sie gleich wieder gehen. Die Verantwortung trägt hier derjenige, der auch die Kraft und den Verstand hat, sie zu tragen, und der bin ich. ICH. Sie machen, was Ihnen gesagt wird. Verstanden?«

Und dann hatte er diesen unvergesslichen Satz gesagt: »Sie haben sich mit unbewusster Absicht zum Krüppel gefahren, weil Sie lieber ein Krüppel sein als Ihr Leben genießen wollen. Und nun wollen Sie mich dafür bestrafen, dass ich Ihnen ein Leben mit Sinnenfreude und Lustgenuss eröffnen wollte.«

Tja, und als sie dann laut und heftig geworden war, hatte er sie mit der Polizei aus seiner Praxis abschleppen lassen und gedroht, sie das nächste Mal stante pede auf der Psychiatrie abzuliefern, in der Abteilung für delirierende Alkoholiker.

Ein einziges Mal hatte er widerwillig zugegeben, dass er die Sachlage vielleicht falsch eingeschätzt hatte: »Ich konnte ja nicht wissen, was für eine Suchtpersönlichkeit Sie sind. Sonst hätte ich Sie gleich zu den Anonymen Alkoholikern geschickt.«

»Ach ja? Und was hätten die mir geraten? Nie wieder einen Tropfen zu trinken. Genau das, was ich fünfzehn Jahre lang getan habe, bis Sie mit Ihrem Lustgenuss daherkamen.«

Er hatte nur die Achseln gezuckt.

Der Gedanke, ihn umzubringen – oder zumindest genauso übel zuzurichten, wie er es bei ihr getan hatte –, war natürlich da, ständig. Aber wie sollte man einen solchen Gedanken verwirklichen, wenn man außerhalb des Rollstuhls gerade nur

ein paar schmerzensreiche Schritte dahinschlurfen konnte? Sie beneidete die paranoide Marseille, die es immerhin geschafft hatte, in die Praxis ihrer Therapeutin einzubrechen und das luxuriös ausgestattete Loft der gut verdienenden Dame von vorn bis hinten mit blauer Graffitifarbe vollzusprayen. Okay, Marseille saß jetzt im Häfen, mit der Aussicht, in eine Anstalt für geistig abnorme Rechtsbrecher eingewiesen zu werden – aber welche orgasmische Befriedigung hatte sie durchrieselt, als die Therapeutin ihre Wohnung blau in blau vorgefunden hatte, inklusive ihres Computers, ihrer Gemälde, ihrer echten Orientteppiche und ihrer ehemals schneeweißen Ledersitzgruppe!

Tilde legte die Rechte auf den schon lange nicht mehr geöffneten Geigenkasten und streifte den Staub ab. Sie seufzte. Von dem berühmten Geiger Niccolò Paganini erzählte man eine schaurige Mär: Er habe nur deshalb so herzerreißend spielen können, weil er die Seele seiner von ihm ermordeten Frau in die Saiten seiner Cremoneser Geige gebannt hatte. Tilde Schwerdtlein träumte davon, Dr. Klingenbachers Seele in ihre Violine zu sperren und mit dem Bogen zu striegeln, bis sie schrillte und jaulte und winselte.

Tilde seufzte schwer. Sie kippte den letzten Schluck Kaffee hinunter und mit ihm eine Handvoll Tabletten, dann machte sie sich an das mühselige Geschäft, sich provisorisch anzuziehen. Das Provisorium bestand aus einer Art bodenlangem Poncho aus indischer Baumwolle, der sich als sehr praktisch erwies. Richtig angezogen, gewaschen und frisiert wurde erst, wenn Charlie kam.

Man hatte ihr nahegelegt, sich in einem Pflegeheim aufnehmen zu lassen, dort würde sie nicht weiter auffallen zwischen all den anderen Wracks, die wie bekleidete Knochenhaufen in ihren Rollstühlen hockten oder sich Schritt für Schritt mit dem Rollator vorwärtsmanövrierten. Außerdem befanden sich die meisten Insassen dort in einem geistigen Zustand, in dem sie keine Ahnung mehr hatten, wer die junge Frau in den klobigen orthopädischen Stiefeln einmal gewesen war. Keine mitleidigen Fragen. Kein Gejammer: »Ja, hast du denn gar keinen Verstand?

Nur weil dir der Trottel sagt, du sollst dich ansaufen, gehst du hin und machst es wirklich?»

Ja, doch. Genau so war es gewesen. Der Trottel Klingebacher hatte es verlangt, und die Trottelin Tilde hat es getan. Schließlich war er ja nicht zu ihr gekommen und hatte im Befehlston gesagt: »So, jetzt gießen Sie sich einen doppelten Cognac hinter die Binde, und dann steigen Sie blunznfett ins Auto und fahren auf der falschen Seite in den Tunnel.«

Oh nein. So plump war der nicht vorgegangen. Immer war es bei Andeutungen geblieben. Himmelwärts verdrehte Augen, vor Mitleid bebende Stimme: »Ts, ts! Unfähig, zu genießen!« – »Müssen Sie sich denn wirklich ein Leben lang kasteien, weil Sie vor Jahren einen Fehler gemacht haben?« – »Sie wollen sich also weiterhin dafür bestrafen, dass Sie früher zu viel getrunken haben?« – »Aha ... ist Lust also etwas Böses?« – »Genuss! Körperlust! Was soll daran schädlich sein? Sie leben doch nur Ihre kindischen Ängste aus. Ja, ja, der schwarze Mann wird Sie holen, wenn Sie die Zungenspitze noch einmal in die Früchtebowle stecken!« (Das hatte sie als Achtjährige tatsächlich getan, in dem Glauben, es handle sich um ein besonders delikates Kompott, und hatte Ohrfeigen bezogen, ganz abgesehen von den natürlichen Strafen, die der Genuss hochprozentiger Bowle mit sich bringt.) Irgendwann war es darauf hinausgelaufen: »Sag feig!« Und um nicht länger damit gefrotzelt zu werden, dass sie sich vor einem kleinen Gläschen Alkohol fürchtete wie ein Kind vor dem Butzemann, hatte sie ihren Mut unter Beweis stellen wollen und getrunken. Jetzt kroch sie auf Krücken durchs Leben.

Sie wurde aus ihren finsternen Gedanken gerissen, als es an der Haustür klingelte. Charlie Marek hatte einen Haus- und Wohnungsschlüssel, aber sie empfand es als eine nötige Geste des Respekts, nicht einfach hereingeschlichen zu kommen, sondern sich durch ein energisches Ding-dong-ding-dong anzukündigen. Dem Eintreten folgte ein kurzer Gruß und die forsche Aufforderung: »Aldann, gemma's an!« Ihre Stimme klang rauchig und kehlig.

Seit Tilde Schwerdtlein den Aufenthalt im Pflegeheim verweigert hatte, aber ohne fremde Hilfe nicht zurechtkam, war Charlie Marek zur »persönlichen Assistenz« ernannt worden und kam jeden Morgen, bevor sie ihren Dienst im Gerichtsmedizinischen Institut antrat, zu ihr ins Haus. Charlie war fünfundzwanzig Jahre alt, hochgewachsen und platinblond und sah aus, als wäre sie mitten in einem Film aus den Fünfzigern von der Leinwand herabgesprungen. Mit einem großen Busen und breiten Hüften ausgestattet, war sie eine recht gut gelungene Nachahmung von Marilyn Monroe. Es gab viele Männer, denen sie gefiel. Als Model freilich hätte sie nicht einmal in einem Kaufhauskatalog eine Chance gehabt, denen war alles zu fett, was nicht aussah wie ein wandelndes Ohrenstäbchen.

Und für die hatte Charlie nur Verachtung übrig. »Ich möchte nie so ein magerer Hering sein, wie sie über den Laufsteg torkeln. Ich brüll noch heut vor Lachen, wenn ich dran denk, wie ein Kollege bei einer Modenschau im Fernsehen auf einmal rief: ›Jessa na, da rennen lauter Skeletta rum, schauts amal g'schwind nach, ob im Pathologischen Museum ein paar auskommen sind!«

Die junge Frau war Tilde aufgefallen, als sie eine Probe-woche in dem Pflegeheim abgesessen hatte. »Mein Name ist Charlie«, hatte sie sich vorgestellt. »Also eigentlich Karla, aber das klingt ja wie aus einem Kinderbuch aus den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Bleib ma lieber bei Charlie.«

»Und Sie sind Krankenschwester?«, hatte Tilde gefragt, nicht aus Interesse, sondern weil es eine Wohltat war, zwischen all den lallenden und murmelnden Gespenstern jemanden zu entdecken, der in zusammenhängenden Sätzen sprach. Die übrigen Schwestern hatten es zum größten Teil längst aufgegeben, sich auf das Geplapper der Greisinnen einzulassen, und erklärten auf jeden Kontaktversuch hin forsch: »Ich nix Deitsch« – auch wenn ihre Familie seit Adam und Eva in Wien lebte.

Die platinblonde junge Person mit dem großen, zinnoberrot geschminkten Mund – »damit ich dich besser fressen kann« – hatte verneint. »Nix Krankenschwester. Putztrupp. Ich bin so

ein Mittelding – halb eine normale Putzfrau und halb die Zuständige für besonders schwierige Patienten. Mir graust nämlich ehrlich vor gar nichts.«

»Danke, das beruhigt mich«, hatte Tilde Schwerdtlein mit ätzendem Humor geantwortet, aber die Platinblonde hatte den Einwand ignoriert.

»Wissen Sie, ich war jahrelang Tatortreinigerin. Würde man mir gar nicht zutrauen, wenn man mich so sieht, gell?«

Tilde nickte. Wenn Charlie, wie sie behauptete, vor gar nichts grauste, dann hätte es auch einträglichere Jobs für sie gegeben als den einer Leichenputzfrau.

Dann hieß es wie jeden Morgen: »So, und jetzt entspannen wir uns, liebe Frau, jetzt kommt die schönste Stunde des Tages!«

In dem Punkt hatte Charlie recht. Bei den hilflosen Patienten, die »Toilettenschwierigkeiten« hatten wie Tilde mit ihren zerschmetterten Beinen, war einmal täglich eine Generalreinigung in der Badewanne vorgesehen. Dann musste Tilde ganz still liegen und die Augen schließen, während Charlie ihre Kunstfertigkeit entfaltete. Vom Öhrchen rechts oben bis zur kleinen Zehe links unten wurde alles mit köstlich warmem Wasser gespült, dann mit desinfizierender Seife gereinigt, wieder abgespült, sanft abgerubbelt und zuletzt eingepudert und eingecremt. Wenn Tilde dann in einem frischen Nachthemd und einem dicken, warmen Plaid ins Zimmer zurückgeschoben wurde, fühlte sie sich jedes Mal wie Aphrodite der Meeresmuschel entstiegen – auch wenn die keine Windeln getragen hatte.

Angenehm und doch irgendwie seltsam war auch, dass Charlie bei dieser Waschzeremonie zwar gerne vor sich hin plauderte, aber der Patientin jedes Wort, ja jede Bewegung untersagt war. »Is a kleiner Tick!«, gab sie zu. »Aber ich bin ja jetzt auf der Gerichtsmedizin, und da haben sie ihre eigenen Manieren. Kaane hastigen Bewegungen. Ich merke das auch beim Dr. Benesch: Wenn sich da jemand plötzlich bewegt, dann zuckt er richtiggehend zusammen. Ich glaub, der hält alle Leut, die sich bewegen, für Scheintote.«

Dr. Rainer Benesch war Professor an der Gerichtsmedizin und in Charlies Augen ein unübertroffenes Meisterstück, als Gott den Mann schuf. Für weniger verzauberte Augen sah er aus wie ein zu groß geratener, etwas abgenutzter blonder Teddybär mit melancholischen braunen Glasaugen, aber Charlie liebte ihn mit rasender, wenn auch diskret verhaltener Leidenschaft. Tilde Schwerdtlein hatte oft das Gefühl, dass die nette Leib- und Leichenwäscherin zu einem Sexualverbrechen fähig wäre, wenn ihre hemmungslosen Gefühle in ihr überschäumten. Kräftig und gelenkig, wie sie war, hätte sie wahrscheinlich keine Mühe, den etwas tollpatschigen Mediziner auf einen zum Sündenpfuhl zweckentfremdeten Sektionstisch niederzuzwingen. Aber der Arzt ermutigte keine Annäherungsversuche, und Charlie wollte lieber bersten vor heimlicher Leidenschaft, als sich durch eine verräterische Geste zu blamieren.

Sie redete gerne über ihn. Das heißt, sie redete eigentlich pausenlos über ihn, und Tilde Schwerdtlein hatte die größten Schwierigkeiten, den gelegentlich im Fernsehen auftretenden verklemmten Sonderling mit der Himmelserscheinung zu identifizieren, als die Charlie ihn sah. Charlie schwätzte überhaupt gerne über ihre Arbeit, was natürlich verboten war, deswegen beendete sie auch jede ihrer Verrätereien mit der Ermahnung: »Aber nix weitersagen, gell! Das ist nämlich alles topsecret, Berufsgeheimnis!«

Die Geheimnisse blieben bewahrt, schon deshalb, weil Tilde Schwerdtlein vor dem Frühstück eigentlich lieber etwas anderes gehört hätte als Einzelheiten über das Tun und Treiben auf der Gerichtsmedizin. Aber es kam ein Tag, an dem ihr bis dahin trübselig flackerndes Interesse an Charlies Hauptberuf wie ein Flammenwerfer aufloderte.